

Illustrierte Unterhaltungsbeilage

„Der Gesellige.“



52. Woche.

Verlag: Gustav Röhres Buchdruckerei „Verlag „Der Gesellige“ in Graudenz.

Jahrgang 1915.



Deutsche Feldpost beim Abladen der eintreffenden Weihnachts-Postfäcke in einem serbischen Orte.

Silvester im Jahre 1914

Von Edela Rüst.

„Es ist etwas Schreckliches mit Euch Weibern!“ sagte Herr von Bengen auf Wollkitten in nicht gerade sanfter Tonart, als er, vom Mittagsschlafchen erholt, zu seinen Damen in das Wohnzimmer trat, um den Kaffee einzunehmen. „Entweder Ihr hockt alle auf einem Klumpen am Ofen und seufzt, oder Ihr klemmt die Nasen an den Fenster Scheiben platt und stiert die Allee herunter! Wenn die versuchten Küssen nur endlich mal kommen wollten, daß Ihr's hinter Euch hättet!“

„Aber Hans, wie kannst Du Dich so versündigen!“ mahnte die zitternde Hausfrau.

„Schoßschwerebrett, es ist Silvester und Thoras Geburtstag . . .“

„Wer denkt heut an Silvester und Geburtstag?“ sagte Herr von Bengens Schwester. Sie ermannte sich aber, den bereitstehenden Kaffee einzuschlecken, und auf der Anrichte den duftenden Streuselkuchen in lange Streifen zu schneiden — wobei die Tränen heimlich über die Wangen rieselten.

„Dein Kind denkt daran und ich auch! Man will wenigstens mal ein paar Stunden ohne Kriegsfurie und Geheul leben! Im übrigen, liebe Lotte, liebe ich den Streusel trocken. Deine Lauperlen darfst Du extra servieren, damit sich jeder nach Belieben davon nehmen kann — ich meinerseits verzichte!“

Das Fräulein kam mit den beiden Kindern herein und entschuldigte sich, daß sie nachzügelte, aber: Thora sei von dem

Schlüßelloch nicht wegzubringen, sie stehe unausgesetzt vor dem blauen Zimmer.

Die kleine fünfjährige Thora war inzwischen dem Onkel Hans aufs Knie gesprungen — das war ihr ständiger Sitz am Kaffeetisch.

„Onkel Hans — alles dunkel, immerzu dunkel . . . kein Baum brennt!“

„Ja, mein Herz, beklage Dich bei Deiner Frau Mutter — sie ist nicht in der Stimmung für Silvesterbäume!“

„Weiß Gott nicht!“ seufzte Lotte von Bollmar. „Du hast einen Weihnachtsbaum gehabt — Silvester steckt man keine Bäume an!“

„O doch!“ warf Horst Bollmar ein. „Er hat sonst immer gebrannt, alle Tage von Weihnachten bis Neujahr. Am zweiten Januar wird er abgetafelt!“

„Ist das ein Ausdruck! Abgetafelt! Von wem lernt Ihr nur so was?“

„Von Onkel Hans!“ lachte der Junge, der seine acht Jahre hinter sich hatte, sich aber nicht scheute, gelegentlich das linke Knie des lieben Onkels zu bewohnen, und auch jetzt also tat.

„Du hast es mir doch aber ganz fest versprochen, Onkel — ganz, ganz bestimmt hast Du's versprochen und „bei Gott“ hast Du gesagt!“



Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten durch die verschneiten Gebirge Serbiens.

„Was Onkel Hans verspricht, hält er auch!“ lachte Wengen und ließ das blonde Püppchen schön reiten.

„Ja, Großmutter, „bei Gott“ hat er gesagt! Aber nur so für mich, es hat gar keiner gehört, auch der liebe Gott nicht!“

„Na warte, Du kleiner Racker, wenn Du mich verpeken wirst . . .“

„Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen . . .!“ jagte die alte Großmutter, und ihre Lippen bewegten sich leise weiter, um den strafdrohenden Satz zu vollenden.

„Du kriegst Deinen Baum, Maus — sowie wir ausgekaffet und ausgejenszt haben, stecken wir drei Süßche ihn zusammen an.“

Die Kinder umhasteten den Onkel stürmisch, und der kleine Hans verlieh flüchtend das Knie des großen Hans, um noch rasch dem Augenblick zu leben und bis zur Erschöpfung Kuchen einzustopfen.

„Und denn baumelste die Frikze wieder an, ja? Sie hat am Heiligabend so schön hin und her jebaumelt!“ freute sich Thora.

„Puppen baumeln nicht, sie hängen!“ belehrte Frau Lotte. „Auch heißt Deine neue Puppe Lucy und nicht Frikze! Ich wünsche nicht . . .“

„Onkel Hans hat sie aber doch umjetauft — sie heißt doch nu Frikze — und wenn er den Baum ansticht, soll sie auch dran baumeln!“

„Es ist entzesslich — es ist nicht auszuhalten, wie er mir die Kinder verrohrt! Nächste Woche reise ich ab!“

„Wirst Dich wohl hüten!“ lachte Wengen boshaft.

„Himmel!“ rief die Großmutter leidvoll. „Als Kinder habt Ihr nie Ruh' gehalten, aber jetzt als alte Leute wenigstens . . .“

„Alte Leute?!“ empörte sich Frau Lotte. „Er ist alt, ich nicht, Gott sei gelobt!“

Da dröhnte aus dem Armstuhl ein gewaltiges Lachen: „Aber Mutter . . . wie Du ihr das antun konntest! Lotte, und alte Leute!“

Da mußte nun auch die Großmutter aus all ihren Angesten heraus auflachen. Denn sie war im Grunde eine heitere Frau, und erst jetzt der böse Krieg hatte sie gar so überfromm und schreckhaft gemacht.

Frau Lotte verließ wortlos das Zimmer.

„Hans, Du treibst es zu arg mit dem armen Ding! Ihr Mann steht im Feld, und sie weiß nicht mal, wo, weiß nicht, lebt er noch oder . . .“

„Das geschieht ihr schon recht! Ihren Mann, der ein Lamm von Geduld ist, hat sie mit ihrem ewigen Geheul aus dem Haus getrieben. Und jetzt heult sie uns das Haus voll zum Ueberfließen. Wer kann das aushalten!“

„Sie kann sich's doch nicht geben — man muß sie nehmen wie sie ist. Sie tut doch nichts Böses!“

„Na, Kinder, das sind Ansichten!“

„Ich weiß wohl, wenn Du mich so einfach kalt gestellt hättest — ich würde mir die Augen nicht einen Tag um Dich rot weinen!“

„Ja, Weib, Du bist immer die Barsche — solange die Russen nicht in Sicht sind! Siehste, schon ist die Nase wieder am Fensterglas! Sie kommen nicht, sie fürchten sich ja viel zu sehr vor Dir!“

Wengen faßte seine schöne stattliche Frau um die Hüften, küßte sie zärtlich ins vollblonde Haar und wollte sie mit sich ziehen. „Komm, wir zünden den Kindern nun endlich den Baum an!“

„Es ist ja noch ganz hell draußen!“

„Bis wir fertig sind, ist's stockfinster!“

„Mann, wie Du nur daran Freude haben kannst! — Dort unten brennen wieder Dörfer!“

„Sie denken nicht daran! Das ist ein herrlicher Gluthimmel — das alte Jahr nimmt heißen Abschied! Komm, was wissen die Kinder von Krieg und tobender Schlacht — sie haben Freude in sich und wollen Frohes erleben!“

„Hans — es ist, als ob Du die Gorden mit Gewalt zum Haus locken willst. Wir halten alles dunkel und Du . . .“

„Ich mache Licht! Wo wenn Du nicht willst . . . Komm, Kinder — wir machen den Baum noch extra fein — ich hab' noch was zurückgelegt für heute . . .“

„Hanne soll die Läden im ganzen Haus schließen!“

„Die Läden sollen offen bleiben! Wer einsam und beladen draußen seine Straße zieht, soll teilhaben an unserem Hausfrieden!“

Lachend nahm Wengen die Kinder bei der Hand und

kreuzte mit ihnen den Flur nach dem großen Eckzimmer, wo der Baum im prächtigen Putz stand. Unter dem Tollen der Kinder war das letzte Licht aufgeflammt. Eben wollte Wengen die Frikze an den obersten ausladenden Ast hängen — da riß Lankisch, der alte Sirt, die Tür auf — hinter ihm her alles, was auf Wollfitten weiblich war, schreiend und händeringend. „Inäjer Herr, inäjer Herr, doa fiakt 'n Ferrdsköpp über de Mauer!“

„Hast Du in Deinem Leben noch kein Pferd gesehen, daß Du mit schlotternden Knien die Meldung machst?“

„Joa, aber dis is 'n Russen-Ferrdsköpp — nu — nu — 'n richtiger Ruß fiakt über'n Ferrdsköpp weg!“

„Daß ihn ficken, wenn's ihm Vergnügen macht!“ sagte Wengen lachend, aber sein Weib sah, wie es nervös über sein lebendiges Gesicht zuckte — sie sah, wie er in Windeseile überlegte.

Da frischen die Mägde gellend auf: „Da is all ein zweites Ferrd und auch 'n Ruß drauf; Suidudedu — huidudedu — nu sind wir all verloren — nu wer'n wir all' umgebracht! Suidudedu — huidudedu . . .!“

„Joa, inä' Herr, wat dohne wi denn doa? Sull'n wer uns so einfach massakrieren lassen?“

„Schließ die Fensterladen!“ schrie Frau von Wengen.

„Alles bleibt wie es ist! Die Kerls sollen sich wohl einbilden, wir fürchten uns vor zwei Mann! Ein paar Ueberläufer, weiter nichts!“

„Inäjer Herr — ich schleiche mir längs die Mauer und schiek!“

„Das wirst Du nicht tun, Lankisch — dann wären wir wohl verloren, im Falle doch noch ein Trupp dahinter stecken sollte. Kocht sofort einen starken Kaffee, holt süßes Gebäck, eingemachte Früchte und Cognak — den langhaltigen . . . Hier Lankisch, steck' den Revolver ein. Unterlaß' jede verdächtige Bewegung, wenn Dir Dein Leben lieb ist. Schnalze ich aber mit der Zunge — dann los — sechsmal hintereinander! Mit dreimal sechß werden wir ja wohl Kasse und Reiter schaffen, wenn's sein muß! Komm' Thora . . .“

Ehe es noch zu einem Aufschrei kam, saß Thora auf Wengens Arm.

„Und ich?“ fragte schüchtern-gespannt der kleine Hans.

„Kriegsfreiwilliger vor! Marsch!“

Die beiden Russen, noch jüngere Leute, boten dem Hausherrn militärischen Gruß. „Sie wünschen, meine Herren?“ fragte Wengen höflich, aber doch genügend steifnackig.

„Pohsten — Pohsten — nich' schießen!“ sagte der Blondbärtige mit beruhigender Geste.

„Bist Du guter Ruß?“ lachte Thora ihn an und patßte mit ihren Händchen den Pferdekopf, zu dem sie gerade hinauflangte, als Onkel Hans sie auf seinen linken Arm stellte.

„Gutte Ruß! Süßche kloane Rindchen!“ gab der Mann zurück.

„Wir saßen eben beim Kaffee — darf ich Sie einladen, daran teilzunehmen?“

Lankisch schob auf einen Wink seines Herrn den Torflügel auf.

„Serrr freindlich!“ — sagte der zweite Russe, der bisher geschwiegen — „nix absteigen — Pohsten!“

„Brennt sich scheene Baum!“ schmunzelte der erste.

„Weil mein Geburtstag is!“ rief Thora stolz.

„Ich absteige — ains Pohsten genug! Hob Hunger, Du kloane Geburtstag!“

„Vielleicht wechseln die Herren sich ab — oder wir decken Ihnen hier draußen den Tisch.“

„Hier kalt — drinn warm — scheene Baum! O, versteh' gut Daitisch! Kosnowitsch nihcht viel versteht Daitisch — ober versteht: essen, trinken — Tobak — Geld!“

„Sofo, na da werden wir uns ja verständigen können!“ lachte Wengen.

„Soll ich den annern Herrn Gesellschaft leisten so lang?“ fragte Lankisch, der seine mutigste Lebensstunde hatte.

„Das kannst Du tun! Hier sind Zigarren inzwischen!“

Kosnowitsch raunte seinem absteigenden Kameraden etwas zu. Der stutzte und zögerte eine Sekunde. Dann schlug er lachend mit der Hand durch die Luft: „Nix Feind! Gutte Rindchen — gutte Herr — alles gut!“

Der Tisch war vor dem Tannenbaum gedeckt, auch der Kaffee wurde schon dampfend aufgetragen.

„Herr, mach' Fenster auf, daß Kosnowitsch kann besser sehen scheene Baum. Hat kloane Kinder zu Haus und waint viel ferr nach sie — schämt sich, aber waint immer, wenn Rind sieht und kloane Frau.“

Frau von Bengen, die wie angeleimt am Türpfoften ge- standen hatte, ging zum Fenster und öffnete es weit.

Wenn der Mann draußen um Frau und Kind weint, dann brauchte sie sich am Ende nicht zu fürchten.

Der Russe aß und trank für drei. Herr von Bengen holte Zigarren, eine schöne Pfeife, Tabak und ein paar der neuen, niedrigen Papierscheine.

„Gob Geld“ — lehnte der Russe dankend ab. Aber das Rauchwerk verlor sich spornstreichs in seine weiten Mantel- taschen; auch eine Flasche wärmenden Jagdlikörs versank in diese Unendlichkeit.

Draußen an der Mauer gab's Wortgeplänkel. Aus der Entfernung fielen ein paar Schüsse — nichts antwortete hüben. Vor der Rampe schwang sich ein Reiter vom Pferd. Ein Grauer.

Sinter ihm eine kleine Patrouille, mit Kosnowitsch und weiteren 20 Mann, entwaffnet, in der Mitte.

„Diese Salunken sitzen bei Euch zu Gast? Zur Nacht hät- ten sie Euch abgejagt! Antreten! Hände hoch!“

„Water . . .!“ schrien Hans und Thora zugleich.

„Fritz . . .!“ jubelte Frau Lotte und hing sich an ihren Mann, als habe kein böses Wort je zwischen ihnen gestanden.

„Zu Weihnachten ging's leider nicht, aber das neue Jahr woll'n wir doch zusammen begießen!“

Alles lag sich abwechselnd in den Armen.

Nur der Russe stand abseits und grinste vergnüglich. Als er abgeführt wurde, sagte er: „Wird sich Kosnowitsch fraien — endlich gefangen! Hier guttes Quartier, Herr Haupt- mann!“

„Das wird nicht lange dauern, fürchte ich! Pascholl!“

Hauptmann von Vollmar fiel ins streng Dienstliche zurück. „Der Andere soll auch sein Teil kriegen — es sind gute Kerle. Das Kind und der Weihnachtsbaum hat sie bezwungen.“

„Und Onkel sollt' ihn durchaus nich anstechen, Bati — zu mein' Geburtstag!“

„Den wollen wir nun aber mal feiern, kleine Maus — alle drei Tage lang . . . Dann muß Vater wieder fort!“

Ja — nun waren sie in Feierstimmung — nun wollten sie dem alten Gott danken, daß sie alle wieder beisammen sein durften.

Freiwillige vor!

Eine Kriegsgeschichte von Karl Bartmann.

Nun war's doch gekommen! — Tagelang hatte die zarte schwächliche Frau gebangt — sich darob verachtet und doch wie- der von neuem mit dem heißen Gebet begonnen, das den Gat- ten, der so stark und fest die Hände auf ihren Weg gebreitet hatte, nicht hergeben wollte — nicht diesem großen, gewaltigen Krieg, der so viel junges, pochendes Leben auslöschte!

Der Gutsbesitzer Lienhardt hatte bei der Marine gedient und war dort auch Reserveroffizier gewesen. Jetzt gehörte er dem Landsturm an. Aber er war hochgewachsen und feurig und seine Liebe gehörte der blauen Flut, weil er in der Nähe der Ostsee geboren war und sich ein Dasein ohne dies wogende oder stille Meer nicht denken konnte. —

Seine Brust hob sich mit einem befreienden Atemzug, als er davon Kenntnis erhielt! — Die heilige gerechte Sache gab ihm ein flutendes Glücksempfinden — eine stürmische Dank- barkeit, daß auch er ihr dienen durfte.

Dann aber gingen seine Gedanken zu der Frau, die er sehr lieb hatte. Ihre Gesundheit war stets überaus zart gewesen. Ihre Nerven fein und sensible. Seit der schweren Geburt des Sohnes, welcher denn auch das einzige Kind geliebt war, hatte sie niemals vermocht, sich wieder ganz zu erholen. Trotz- dem war er an ihrer Seite restlos glücklich gewesen.

Sie war ihm alles — was Zartheit und Liebe, Güte und Fraueneinheit nur bedeuten und ausmachen konnte. Sie erschloß ihm des Lebens feinsten und süßesten Kern. — Und der Sohn, den sie ihm unter Martern geschenkt hatte, war innerlich ihr Ebenbild, wengleich er äußerlich auch aufs Haar seinem starken, feurigen Vater gleich. Erst vierzehnjährig, sah er bereits wie ein Fünfzehnjähriger aus, war klug und ver- ständig, bedacht und reif und in manchen Sachen wie ein Er- wachsender. Auch den Ernst dieser Tage begriff er für die zarte Mutter vollkommen. Mächtelang lag er wach und dachte nach, wie er jetzt den Vater ersetzen könne.

Es erchien ihm selbstverständlich, daß einen Tag vor der Abreise nach Wilhelmshafen der Vater an seiner Tür rüttelte,

um unter vier Augen mit ihm zu sprechen. Er saß bereits aufrecht in den Kissen, als habe er sehr lange auf diese Stunde warten müssen.

Der Gutsbesitzer setzte sich still auf den Bettrand zu seinem Sohn und legte seine beiden Hände auf die des andern, die sich spannten unter diesem Druck.

„Werner,“ sagte er leise, „nun müssen wir beide noch mit- einander sprechen. Ich lasse Dir die Mutter. . . Du mußt sie hüten und schützen. Gerade so als sei ich noch daheim. — Verstehst Du mich, mein Sohn . . .“

Der starke Junge nickte. „Ja, Vater . . . das gelobe ich.“

„Wie Du es anstellen sollst, das vermag ich Dir natürlich jetzt nicht zu sagen, Werner,“ fuhr der Vater fort, „das müssen erst die Verhältnisse ergeben. Nur eins nimm Dir zur Richt- schnur: Halte ihr so lange es geht, alles Schwere fern. Lach mit ihr — lasse sie niemals eine Träne sehen. Kannst Du mir das versprechen?“

Eine Sekunde zögerte der Junge. Dann sagte er hell

und klar: „Ja, Vater, das kann ich!“ . . .

Wie zwei treue Freunde reichten sie sich jetzt die Hände.

Leiser fuhr der Ältere fort:

„Wenn etwas Schlimmes passieren sollte, Werner . . . dann . . . hilf es ihr tragen. — Gib ihr diesen Brief. . . Aber nur, wenn es geschehen ist. — Wirst Du auch das besorgen?“

Wieder ein Händedruck! —

Langsam stand der Gutsbesitzer auf.

„Schule wirst Du wenig haben, Werner. Ich sprach be- reits mit dem Pastor deswegen. Er wird Dir täglich zwei Stunden geben, anstatt der bisherigen vier.“

„Ich schaffe es auch mit zweien,“ sagte Werner Lienhardt fest. „Das fühle ich. . .“

„Ich bin auch davon überzeugt! — Wir müssen jetzt ja doch alle unsere ganze Kraft einsetzen. — Du mußt denken, daß Du Dich zu dem Dienst des Vaterlandes als Freiwilliger gestellt hast. Das ist hier noch viel schwerer als da draußen, mein Kind. Aber, ich vertraue Dir. . .“

— — — Der Abschied war drei Tage später kurz und herz- lich. Keine Träne fiel. Werner Lienhardt schlang beide Arme um die Mutter, als sie zu wanden begann und trug sie aufs Sofa, wie er das zu ihren schlechten Zeiten von dem Vater gesehen hatte.

„Wie stark Du bist,“ sagte sie dankbar. . . . „Junge, wo hast Du dies nur gelernt. . .“ Werner Lienhardt verschwieg das, daß er sich bereits viele Tage geübt, die schwersten Lasten ganz sanft zu heben. . . . Er lachte jetzt noch. . . .

„Mutterle . . . jetzt bin ich überhaupt der Vater. Fein, paß mal auf.“

Ihr wollte seine Lustigkeit auch in der kommenden Zeit weh tun. Sie mochte ihn zu manchen Stunden überhaupt nicht sehen, glaubte, daß er des tiefen Gefühls entbehre und ver- suchte umsonst, ihn weich zu haben. Alles glitt an ihm ab. . . .

Nachrichten liefen von dem Gutsbesitzer Lienhardt vor- läufig nicht ein. Einmal hatte Frau Lienhardt allerdings genau zu sehen gemeint, daß der alte Briefbote ihrem Sohn einen Brief zugeschoben habe, aber sie mußte sich wohl doch ge- täuscht haben. Auf Befragen stritt er es ab. Und einer Lüge für fähig hätte sie ihren Jungen niemals gehalten.

Der Hafer kam durch die Hilfe der gesamten Schuljugend, des Pfarrers, seiner fünf Töchter und einiger befreundeter Städter trocken und gut in die Scheuern. Jetzt wurde mit dem Ausmachen der Kartoffeln begonnen.

Frau Lienhardt wartete immer noch auf die erste Nach- richt von ihrem Mann. Sie hütete jetzt bereits seit Tagen das Bett und der Arzt, der sie seit einem Jahrzehnt behandelt hatte, sagte leise zu dem verständigen, ruhigen Jungen: „Es geht gar nicht gut mit Deiner Mutter, Werner. Hüte sie vor jeg- licher Aufregung. Sonst könnte Hartes passieren.“ Dann unterbrach er sich hastig, als werde er sich plözlich bewußt, daß er diesen zarten Schultern zu viel Schweres aufgedrückt habe und fuhr fort: „Wie siehst Du übrigens aus, Junge? — Ent- secklich? — Schmal und hohlwangig. Zeige mal Deinen Puls.“

Der Puls ging normal.

„Gm, na, denn schone Dich gefälligt ein bißchen.“

Werner Lienhardt lächelte hinter ihm her. Dann warf er sich mit einem heißen trockenen Aufschluchzen in das Gras, biß in einen Zipfel seiner Arbeitsjacke und stand dann doch wieder, jung und hoch, fünf Minuten später, unter den Leu- ten, denen er bei dem Ausmachen der reichlichen Kartoffelernte genau so achtsam und zuverlässig die Marken nach jedem ge- sammelten Zentner aushändigte, wie es sein Vater getan hatte.

So waren volle vier Wochen vergangen. Frau Lienhardt schien sich ein wenig zu erholen. Nur die Sehnsucht nach ihrem



Weihnachten im Felde: Der Weihnachtsbrief der fernem Lieben.

Mann — die zermürbende Angst, daß er — der sonst so Rücksichtsvolle — weil er immer weiter schwieg — längst auf dem Grund des Meeres liegen möchte, nahm ihren Nächten die Ruhe. Werner aber lachte ihre Sorgen wieder fort.

Er war erschreckend abgemagert und hing in den Kleidern. Trotzdem war er unermüdlich tätig und lachte wie nie zuvor mit der Mutter.

— — — Es gab darum Augenblicke, in welchen ihn die zarte Frau zu hassen meinte. Fehlte denn ihrem eigenen Fleisch und Blut so ganz das Gefühl für das Erschütternde — Unfassbare, was dunkel und geheimnisvoll an ihrer Tür vorüberstrich? —

Er fühlte, wie sie ihm ihre Liebe entzog . . . ballte die Hände in den Taschen und wollte ausschlagen vor hartem Weh. . . . Aber, sobald ihr Blick auf ihn fiel, lachte er wieder in scheinbar ausgelassener Sorglosigkeit: „Unserm Vati passiert doch nichts! — So kleinmütig bist Du. . . . Na, hör bloß mal. . . . da ist Frau Krögers aber ganz anders.“ Und nun erzählte er, wie guten Mutes die alternde Frau auf dem großen Bauernhof war, die den Gatten und drei forsche Jungen vor dem Feind hatte.

Langsam schlichen die Tage durch das deutsche Land. . . . Einmal machte endlich wieder der alte Briefbote an dem grügestrichenen Stafet des Gutsgartens Halt und gab Werner, der auf ihn gewartet hatte, einen Brief. . . .

Diesmal sah es die zarte Frau zu deutlich, um es sich hinterher auszureden. Aber auch diesmal kam er nicht zu ihr.

Darum ging sie hinaus. . . . Sie schaute ringsumher, ohne ihn zu entdecken. Da endlich. . . . Mit einem Schrei kniete sie am Boden nieder. Da lag er still und bleich! — War er tot. . . . ihr Einziger? Nein, nur ohnmächtig. Sie hob seinen Kopf und gab ihm tauend zärtliche Namen. Da schlug er langsam die Augen auf. . . . Auch den zerknitterten Brief, den er soeben empfangen, reichte er ihr später entgegen. Sie las ihn:

„Wir können Ihnen die freudige Nachricht geben, daß der Oberleutnant d. R. z. S. Lienhardt von der Vermisstenliste gestrichen werden konnte. — Zurzeit befindet er sich in dem Krankenhaus von Riedorf und wird voraussichtlich in wenigen Wochen zu Ihnen zurückkehren. Der rechte Arm dürfte nach dem erhaltenen Schuß steif bleiben und ihn zum Weiterdienen untauglich machen.“

Weiter las sie nicht. Sie schrieb etwas heraus.

„Werner. . . . wußtest Du denn. . . . daß. . . .“

Er nickte. Da verlor er aber schon wieder die Besinnung. Der schnell herbeigeholte Arzt beruhigte sie.

„Das gibt sich wieder. . . . Sogar sehr schnell. Er muß nur schlafen und ruhen. Sie können ihn jetzt pflegen. Sie haben sich wahrhaftig in der letzten Zeit prächtvoll herausgemacht.“ So wurde es denn auch wirklich. Und endlich erfuhr sie alles.

Volle vier Wochen hatte ihr Junge. . . . ihr Einziger. . . . den Brief, in dem der Vater als „vermisst“ gemeldet, ihr vorenthalten, um sie zu schonen. Wochenlang hatte er das Entsetzliche allein durchgehalten, gestärkt von einer schwachen Hoffnung, die sich nun ja erfüllt hatte.

Und sie beugte sich zu ihm herab und küßte seine Stirn voll heißen Stolzes. Ganz leise murmelten ihre Lippen dabei: „Gott segne Dich dafür, Du mein tapferer Freiwilliger. . . .“

Der Großvater

Nach dem Schwedischen von Bert Sanders.

Jeden Mittwoch fand in der kleinen Stadt der Wochenmarkt statt. Dann kamen die Bauern der ganzen Umgegend herein mit ihren Landesprodukten, Pferden, Vieh und vielem andern.

An den Markttagen saß stets ein alter, blinder Krüppel an dem großen Brunnen. Als junger Mensch hatte er bei einem Eisenbahnunglück beide Beine verloren, und nun war er auch noch völlig erblindet. Er wohnte bei seinem Sohn, einem jungen Arbeiter, namens Michel, und dessen Frau. Der Abgott dieser beiden war ihr Söhnchen, der kleine Joseph. Joseph war ein freundliches Kind mit hellem Haar und sonnigem Blick.

Jeden Mittwoch wurde der alte Großvater von der Schwiegertochter im Rollstuhl zum Brunnen gefahren. Dort saß er fast den ganzen Tag, sang Psalmen und bat die Vorübergehenden um ein Almosen.

Zuweilen bekam der arme Alte ein paar Kupfermünzen, die er seinem Sohn zu Hause freudestrahlend abgab. Aber der Schwiegertochter war er stets ein Dorn im Auge, er konnte ja nicht arbeiten, ein unnützes Geschöpf, das sie von ihrem sauer erworbenen Geld ernähren mußten.

Sie waren sehr arm, und wenn die Frau ihrem Mann zuweilen ihre Not klagte, bat er sie, ruhig zu sein und die Geduld nicht zu verlieren. Sie wünschte, daß der Krüppel bald sterben möchte, damit sie von der Last befreit würden, jedoch das wagte sie nicht auszusprechen. Aber mit jedem Jahre wurde es ihr klarer, wieviel leichter das Leben für sie ohne den Schwiegervater wäre.

An einem kalten Wintertag war Michel gezwungen, nach einem entfernteren Dorf zu fahren, von wo er erst am nächsten Morgen zurückkommen konnte.

Es war Mittwoch, und trotz der Kälte hatte der Alte fast zwei Stunden am Brunnen gesessen. Um 1 Uhr hatte sie ihn nach Hause geholt und ihm Essen gegeben, dann war er in seinem Stuhl am Kamin eingeschlafen.

„Tochter,“ sagte er beim Erwachen, „es ist wohl Zeit, daß Du mich wieder zurückfährst, ich habe wohl lange geschlafen.“

„Nein, nein, es ist noch nicht Zeit, Du kannst noch eine Weile schlafen.“

Als sie den Alten schließlich hinausbrachte, war die Sonne bereits im Sinken und die Straßen waren menschenleer.

Sie ließ den Greis allein und er leierte wieder mit seiner heiseren Stimme die Psalmen herunter, während die letzten Sonnenstrahlen auf sein faltiges Gesicht und sein weißes Haar fielen.

Die Sonne schwand und die Kälte wurde intensiver. Wagen und Karren eilten an ihm vorüber und bald war er allein auf dem freien Platz. Aber er sang immer weiter und streckte seinen zerlumpten Hut aus.

Es wurde kälter und kälter, er schauderte, Hände und Gesicht begannen ihn zu schmerzen.

„Anna! Anna!“ Er rief seine Schwiegertochter, aber sie kam nicht.

Die Schmerzen in den Händen und Armen wurden heftiger und verbreiteten sich schließlich über den ganzen Körper. Er rief laut um Hilfe, doch niemand antwortete.

Viele trübe Wolken müssen heute wohl die Sonne verdunkeln, dachte er, denn es war ganz finster vor seinen Augen, während er sonst am Tage doch wenigstens einen roten Schimmer sah.

Wieder rief er um Hilfe. Er lauschte und merkte die ungewohnte Stille, erschrocken rief und rief er, doch niemand kam.

Der kleine Joseph mußte früh zu Bett gehen. Er fragte nach dem Großvater, der ihm abends immer so schöne Märchen erzählte.

„Den hole ich bald,“ sagte die Mutter.

Die Frau arbeitete mit fieberhaftem Eifer, sie scheuerte und putzte, ohne recht zu wissen, was sie tat. Schließlich war es Zeit, zu Bett zu gehen, aber sie konnte nicht ruhen. Nach fünf Minuten stand sie wieder auf, um zu sehen, ob sie noch irgend eine Arbeit fände.

Die kleine Küche war blitzblank, aber noch einmal nahm sie die alten Zinnteller herunter und putzte sie. Zuweilen machte sie eine Pause, öffnete das Fenster, sah hinaus in die finstere und kalte Nacht und horchte.

Je später es wurde, desto mehr wuchs ihre Unruhe. Mit erschrockenen Blicken schaute sie sich um. Konnte sie denn nichts mehr tun? Sie mußte noch etwas finden — was es auch sein mochte — nur um die Zeit zu vertreiben. Fürchterliche Vorstellungen kamen und gingen durch ihr Hirn. Seufzte da jemand? Ach nein, man bildet sich in stillen Nachtstunden so vieles ein.

Vielleicht könnte sie jetzt versuchen zu schlafen. Plötzlich sprang sie wieder auf, ihre Hände zitterten, sie wagte nicht, sich umzusehen, ihre Zähne klapperten, ihr ganzer Körper flog.

„Was habe ich getan?“ kam es von ihren weißen Lippen.

Ob sie ihn noch holen sollte? Vielleicht ist er noch nicht erfroren! Nein, unmöglich, seit 4 Uhr sitzt er am Brunnen und nun ist es Mitternacht. Er muß längst erfroren sein.

Langsam und mit ängstlichen Blicken sah sie nach dem Winkel am Kamin, wo der Alte gewöhnlich zu sitzen pflegte. Es schien ihr, als wenn er da läge und sie anstarrte.

Und was wird ihr Mann sagen? Wird er ihr glauben, daß sie vergessen hatte, den Alten zu holen? Nein, sie mußte eine andere Erklärung finden. Es wäre vielleicht doch am besten, gleich zum Brunnen zu gehen und ihn nach Hause zu fahren. Sie könnte dann sagen, daß sie ihn des Morgens tot im Bette gefunden habe. Das würde jeden Verdacht ausschließen.

Sie öffnete die Tür und sah hinaus in die Nacht. Es war sehr kalt und ganz finster; nicht einen Schritt weit konnte sie sehen.

Schauernd schloß sie die Tür. Hinausgehen in die Dunkelheit und eine Leiche nach Hause bringen! Nein, das konnte sie nicht, und wenn das auch das einzige Mittel wäre, jeden Verdacht zu verhüten, das konnte sie nicht.

Nun hörte sie die Kirchenglocke eins schlagen. Sicher war er jetzt tot!

Sie hatte oft daran gedacht, wie leicht es wäre, ihn nach Sonnenuntergang einmal zu vergessen. Das wäre nur ein Versehen gewesen — und ihr Mann wäre von einer schweren Last befreit. Und nun hatte sie es getan und — war zur Mörderin geworden! Sie, die jeden Sonntag die Füße der Mutter Gottes küßte, die zuweilen fastete, um die kleine Dellampe am Altar füllen zu können, sie, die Tochter frommer Eltern — eine Mörderin!

Die Nacht war lang; sie hörte die Kirchenglocke wieder und wieder schlagen. Schließlich warf sie sich auf das Bett und schlief ein.

Sie erwachte, als ihr Mann neben ihr stand und sie rüttelte.

„Wach auf!“ sagte er ungeduldig. „Wo ist der Junge?“

Sie richtete sich auf und schaute sich verwirrt um. Ihr Kopf schmerzte, ihre Schläfen hämmerten. Aber nach wenigen Sekunden war sie ganz klar und starrte nun bald auf das leere Bett des Kindes, bald auf ihren Mann.

„Ich weiß nicht,“ stammelte sie.

„Du hast die Tür offen gelassen, da wird der Kleine hinausgelaufen sein. Und Vater ist auch nicht hier!“

Die Frau wurde totenbleich.

„Ich fühle mich gestern so krank,“ stotterte sie. „Nachdem ich ihn nachmittags zum Brunnen gebracht hatte, bin ich eingeschlafen. Ich habe bis jetzt geschlafen. Du siehst ja, daß ich noch angezogen bin.“

Der Mann hielt sich bebend am Bettpfosten fest.

„Das heißt,“ sagte er streng, „daß Vater in dieser kalten Nacht draußen gefressen hat, und —“

„Vielleicht hat ihn jemand gesehen und ihn zu sich nach Hause genommen,“ meinte sie.

„Komm mit!“ befahl er.

Sie gingen hinaus.

Am Brunnen saß der alte Mann, aber er sang nicht und streckte seinen zerrissenen Hut nicht aus. Seine Lippen waren verstummt für immer, seine Hände fest verriegelt.

Und auf seinen Armen lag der kleine Joseph, auch er stumm und steif, sein kleiner Kopf mit dem weichen hellen Haar war an die Brust des Alten gelehnt.

Starr vor Schrecken sah die Frau auf die beiden. Gott hatte sie durch ihr Kind gestraft!

Michel kniete nieder vor Vater und Kind. Er untersuchte den alten Mann, fühlte nach seinem Herzen, versuchte, die steifen Glieder zu bewegen — alles vergebens. Dann nahm er das Kind auf den Arm. Es hatte nichts an als das Nachthemd, und über dem bleichen Gesicht lag ein Lächeln.

Er sah seine Frau an, aber sie senkte die Augen, wandte sich um und ging fort.

Ohne ein Wort zu sagen schritt er mit dem toten Kind in den Armen nach Hause.

Und nun lebt er, der Vater, Frau und Kind zugleich verloren hatte, einsam in seinem kleinen, strohgedeckten Haus.

Von den Nüssen

Von
Dr. med. Karl Reimer.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Genuß von Obst als eine — Nischerei galt. Jetzt ist unser Verhältnis zu den Beeren-, Kern- und Steinfrüchten erfreulicherweise ein besseres geworden. Ist es nicht als ob bei Tisch plötzlich eine frischere, natürlichere, mehr seelische Stimmung über uns käme, wenn Obst erscheint?

Eine Frucht aber, die so nahrhaft wie Fleisch ist, die Nuss nämlich, wird noch immer viel zu wenig beachtet und gemüßigt.

Wann essen wir eigentlich Nüsse? Gewöhnlich nur einmal im Jahre, zu Weihnachten. (Unter den glitzernden Lichtern der grünen Tanne liegen sie mit köstlichen, rotbäckigen Äpfeln und süßen, duftenden Pfefferkuchen auf den „Geschenktellern“: die Walnüsse, Haselnüsse, Krachmandeln). Wenn man sich an den besonders gut und lecker bereiteten Festtagsgerichten mehr als gültlich getan hat, nimmt man noch 3 oder 4 Walnüsse, zerdreht sie mit den Händen oder mit dem Knacker und schickt sie hinterher in den schon überladenen Magen.

Bald aber melden sich allerhand unangenehme, lästige und heftige Verdauungsbeschwerden. Man räsoniert laut oder im stillen über die „Unverträglichkeit“ der Nüsse und ärgert sich, daß man wieder der Dumme gewesen.

Wer schimpft, hat immer Unrecht. Jedenfalls ist die Nuss besser als ihr Ruf: — als Nachtisch nach einem schon an sich reichlichen Essen. Dann wird sie ungenügend gekaut, in Brocken schnell verschluckt und gibt dem „vollen Bauch“ völlig den Rest. Nur gärt, zischt und brodelt es darin.

Manche Leute klagen, daß sie keine Nüsse essen könnten, weil sie gleich zu husteln und husten anfangen. Das hängt auch damit zusammen, daß sie die Nüsse nicht gehörig kauen. Die harten, trockenen, groben Partikel reizen leicht die hintere Rachenwand und erregen dadurch Husten. Das ist eben der Vorzug der Nüsse, daß sie gut eingespeichelt werden müssen, was zu ihrer Verdaulichkeit wesentlich beiträgt. Das bringen nur gute Zähne und langsame Esser zuwege. Aber das sind Dinge, die man heutzutage selten findet.

Vor allem aber soll man Nüsse nicht am Ende, sondern als einen Teil der Mahlzeit und zwar im Verein mit massigen Nahrungsmitteln, namentlich mit zartem grünen Salat, mit frischen Früchten oder jungen Gemüsen, genießen. Solch ein Zusatz verbessert gar sehr ihre Verdaulichkeit. Unter der Einwirkung der in den grünen Vegetabilien und im frischen Obst enthaltenen Alkalisalze, besonders des Kali und Natron, wird das Nussweiß genau so leicht wie Fleischweiß vom Magen ausgenutzt. Jetzt fehlt es keine Gärungen noch andere Verdauungsstörungen.

„Süß wie die Nuss“, ist ein häufiges Wort. Es trifft zumal auf frische, saftige Walnüsse zu, die sehr schmackhaft sind. Immerhin ist es nötig, die zähe Haut abzuschälen und die Kerne im Munde zu einer rahmähnlichen Masse zu verwandeln, um Magenbeschwerden zu vermeiden. Indessen halten sich frische Walnüsse nur einige Wochen lang und müssen gut getrocknet werden, um nicht schimmelig zu werden. Jetzt sind sie leichter verdaulich als frische. Ihre Bestandteile sind: Eiweiß 15,6%, Fett 62,6%, Kohlenhydrate (Stärke

und Zucker) 7,4%, Mineralstoffe (Nährsalze) 2%, Zellulose (Faserstoff) 7,8%, Wasser 4,6%. Von den anderen Nussarten enthalten: Haselnüsse 21% Eiweißstoffe, 56% Fett, 2% Nährsalze; — Mandeln 24% Eiweiß, 58% Fett, 3% Nährsalze; — Kokosnüsse 8,6% Eiweiß, 76% Fett, 1,2% Mineralien; — Kastanien 14% Eiweiß, 70,3% Fett, 1% Nährsalze; — Paranüsse 17% Eiweißstoffe, 72% Fett, 1,8% Nährsalze.

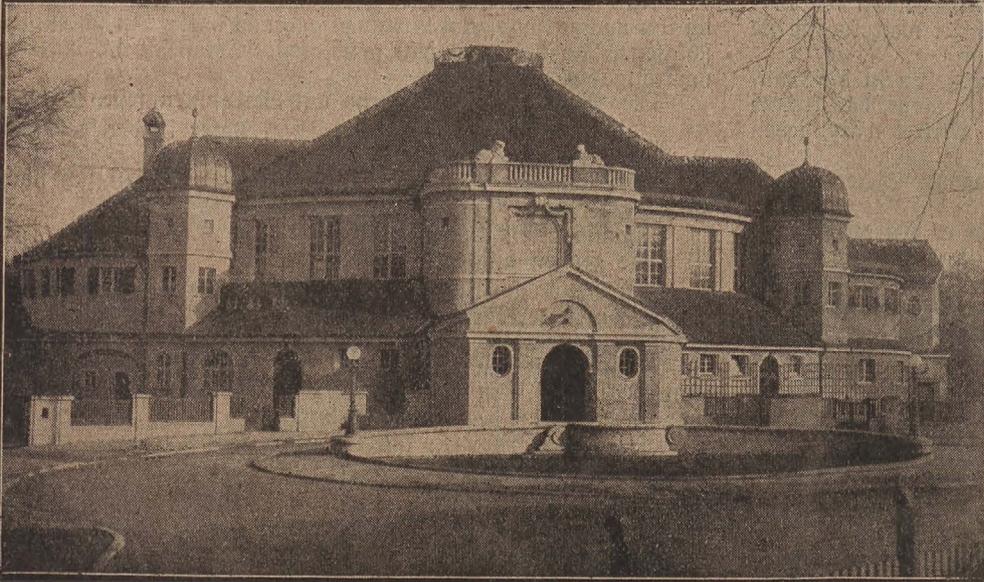
Vergleichen wir diese Tabelle mit dem Eiweißgehalt des Ochsenfleisches, der 19 bis 20% beträgt (bei 10% Fett), so ergibt sich, daß im Durchschnitt 1 Pfund Nüsse gerade soviel Eiweiß liefert wie ein Pfund mageres Ochsenfleisch. Darum meint Dr. J. H. Kellogg, es sei nicht nötig um recht viel Beefsteaks zu essen, erst einen Ochsen oder eine Kuh zu töten, sondern man findet es ebenso reichlich in den verschiedenen Nüssen, besonders in den Erdnüssen (28%) und in den Mandeln (22—24% Eiweiß).

Ferner enthalten alle Nüsse über 50% Fett (mageres Ochsenfleisch nur 10%). Das ist aber das leichtverdaulichste Fett, das in einem Nahrungsmittel zu finden ist. Alle Nüsse sind nämlich aus kleinen Zellen zusammengesetzt, deren jede einzelne ihren Teil an Eiweiß, Fett und Dextrin (verdaute Stärke) enthält. Beim Zerreiben bildet sich eine rahmähnliche Masse, die sich im Magen in kleine Teilchen auflöst, die von den Verdauungssäften sofort bearbeitet werden. Butter, Speck und andere freie Fette dagegen schwimmen nicht nur in der Bouillon und den Saucen, sondern auch im Mageninhalt obenauf, hindern dadurch die Verdauung der anderen Speisen und müssen im Magen und Darm erst ordentlich geschüttelt werden, ehe die Verdauungssäfte auf sie einwirken können. Wenn also mageren, abgezehrten, bleichen Personen eine fettreiche Kost verordnet wird, so sollten diese statt Butter, Speck und dergleichen lieber (oder doch wenigstens häufig) recht viel Mandeln und andere Nüsse essen, die in ihrer chemischen Zusammensetzung, in ihrem Nährwert und ihrer Nussanwendung für den Körper dem Fleisch fast völlig gleich sind. Beachtenswert ist auch die Tatsache, daß die Nüsse fast keine Stärke enthalten.

Aus dieser Betrachtung erhellt, daß die Nüsse es verdienen, unter den Nahrungsmitteln eine gehobene Stellung einzunehmen. Wenn sie diese diätetische Wertschätzung noch nicht gefunden haben, so liegt es hauptsächlich in der schon eingangs betonten Schwierigkeit beim Kauen, um sie dadurch richtig für die Verdauung vorzubereiten. Zum Teil auch darin, daß wir die Nüsse gemeinhin als Nachtisch und Beigericht ansehen, anstatt sie zu den Stapelnahrungsmitteln zu rechnen, zu deren glatten Verdauung Gemüse, Obst und Salate unentbehrlich sind.

Walnüsse, wie Haseln und Mandeln, geben auch eine gute Butter, die um die Hälfte billiger ist als Kuhbutter, weil sie frei von Wasser und Salz ist. Erdnüsse liefern feines Tafelöl.

Die Nahrungsmittelindustrie bringt jetzt köstlich munde, nahrhafte und leicht verdauliche Präparate von gemalzten Nüssen auf den Markt. Das sind gute Hilfen in der Konvalaleszenz- und Krankenkost, aber auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus dürften die Nüsse dem — jetzt so teuren Fleisch vorzuziehen sein.

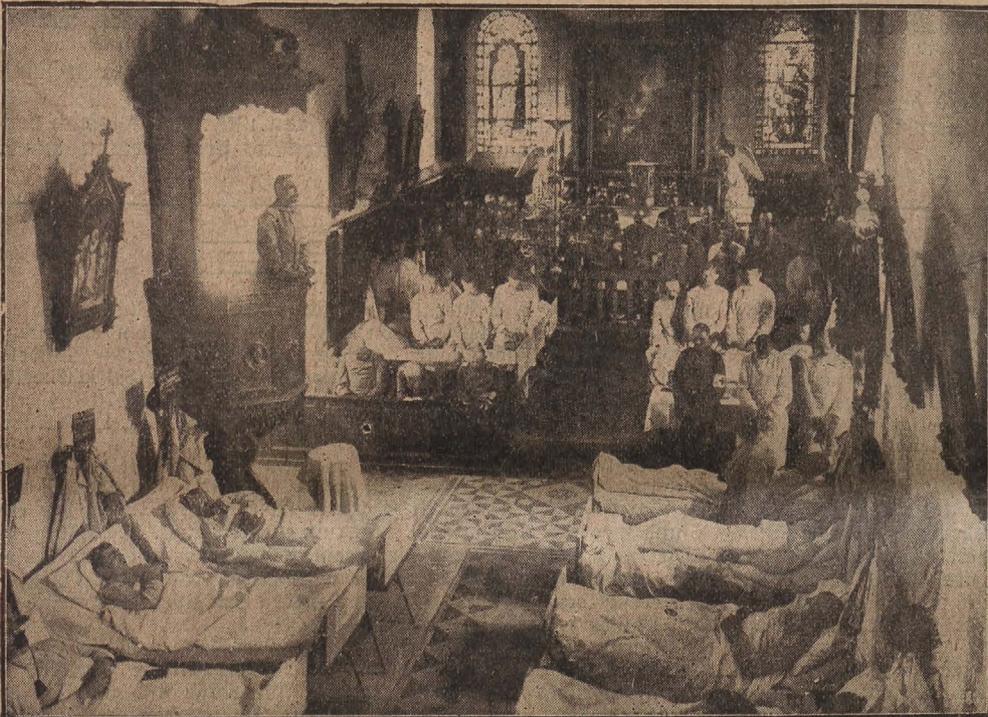


Oberes Bild links:

Die neue Stadthalle in Augsburg. In Augsburg wurde kürzlich die neuerbaute Stadthalle, welche den Namen König-Ludwig-Halle führt, feierlich eingeweiht. Die Halle bietet ungefähr 3000 Personen Platz und enthält in ihrem Innern u. a. eine große Orgel im Werte von 40000 Mark. Die Kosten der Halle betragen annähernd 3—4 Millionen Mark.

Mittleres Bild:

Ein ergreifendes Bild. Gottesdienst in einer zum Lazarett eingerichteten Kirche auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Oberst von Treskow
der Kommandant der Stadt Wilna.



Unterstände als Wohnungen. Wir zeigen in unserm Bilde Unterstände bei Stiernjevice, welche von den Bewohnern als Wohnungen benutzt werden, da die Russen ihnen ihre Wohnhäuser auf dem Rückzuge niederbrannten. Sie haben die Unterstände, soweit es geht, eingerichtet und haufen darin, bis sie wieder ihre Heimstätten mit Unterstützung der Deutschen aufbauen werden.



Berliner Landsturm im Felde. Berliner Schipper in Jeandelige beim Bau einer Feldbahn.